Lüge und Geständnis

von Gordon Kampe

Erstens: Die Lüge

An selbstexegetischen Text- und Äußerungssorten, glaube ich, habe ich schon einiges durch. Neulich habe ich es einmal mit der Lüge probiert: Über den zweiten Satz – die „Mayda-Variationen" meines Orchesterstücks „fat-finger-error" schrieb ich im Programmhefttext der diesjährigen Wittener Tage für Neue Kammermusik: „Claude Lévi-Strauss[1] beschreibt ein Ritual, das er auf der südpazifischen Mayda-Insel beobachtet hat: Von Individuen begangene Fehler werden dort durch einen gemeinsamen Tanz gewissermaßen ‚vergesellschaftet'. Das entlehnte Rhythmusmodell bildet die Grundlage des Satzes." Das ist natürlich alles Quatsch. Es gibt weder das Buch noch die Insel. Da mich bis jetzt niemand darauf angesprochen hat, gehe ich davon aus, dass mir 1. ohnehin niemand mehr glaubt, 2. niemand den Text gelesen hat, 3. ich eine Zweitkarriere als Gebrauchtwarenhändler anstreben sollte. Jedenfalls: Da nicht einmal ich mir traue, glaube ich auch selten Äußerungen von Kolleginnen und Kollegen, ich bin da ganz bei Carl Dahlhaus: „Der Komponist ist ein Exeget neben anderen, der nicht den geringsten Anspruch auf ein Auslegungsprivileg erheben kann."[2] Wolfgang Gratzer sieht vier grundsätzliche Kommentar-Spezies – arg verkürzt wären das: 1. Der auf Verbindlichkeit zielende Anspruch (Schönberg, Stockhausen), 2. Der relativierende Anspruch (Schumann), 3. der skeptische und ironisch grundierte Anspruch (Satie, Cage), 4. die Ablehnung und Verweigerung.[3] (Ich füge einen fünften, unsympathischen Punkt hinzu, der mehr oder weniger in den anderen Punkten auch eine Rolle spielt und von dem sich kaum jemand freisprechen können wird: Eigenwerbung und Marktpositionierung.) Sollten wir also gänzlich auf Kommentare verzichten? Bloß nicht – wende ich da ein. Genießen wir vielmehr unsere „Ambiguitätstoleranz"[4] – sie beugt Fundamentalismus vor. Auch wenn der Autor vielleicht nicht mehr tot ist, muss er ja nicht schon wieder dauernd Recht haben, aber es ist doch – ganz naiv – auch schön zu wissen, was andere Leute so denken.

1 Vergleiche dazu: Claude Lévi-Strauss, Mythologiques, Band V: Frankfurt am Main: Suhrkamp, 21976, 109.

2 Carl Dahlhaus, „Arnold Schönberg. Drittes Streichquartett op. 30", in: Melos 50, Heft 1, Mainz: Schott, 1988, 32–53, hier: 32.

3 Wolfgang Gratzer, Mehr oder weniger verstehen. Über Adriana Hölszkys Eigendeutungen, in: Musik-Konzepte 160/161, Adriana Hölszky, herausgegeben von Ulrich Tadday, München: text + kritik, 2013, 151–175.

4 Vergleiche dazu: Thomas Bauer, Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Stuttgart: Reclam, 2018.

Zweitens: Das Geständnis

Zu meinen unbedingten Lieblingsgedichten gehört Theodor Storms berühmtes: „Schließe mir die Augen beide / mit den lieben Händen zu! / Geht doch alles, was ich leide / unter deiner Hand zur Ruh." In seiner Schlichtheit und Klarheit ist für es für mich immer wieder anrührend. Und noch mehr packt es mich, wenn Musik hinzukommt – etwa die beiden wundervollen Vertonungen von Alban Berg (1900 und 1926.) Wenn derlei geschieht und ich nicht recht sagen kann und eigentlich auch nicht sagen will, was es ist, dass da geschieht – dann bin ich für einen Moment der festen und vollkommen unverrückbaren Überzeugung, dass der Musik wirklich etwas „Unsagbares" innewohnt. Wenn Kathleen Battle in einer der schönsten Mozart Arien – „Ruhe sanft, mein holdes Leben" zum zweiten Mal den Refrain anstimmt und dabei das „R"[5] so wundervoll rollt, sich die Oboenmelodie am Beginn von Mendelssohns Opus 42 über den Streicherakkorden erhebt, Schostakowitschs skelettierte Klänge der letzten Sinfonien den heißesten Sommer einfrieren … und so weiter … dann will und brauche ich, wenigstens für kurze Zeit, überhaupt gar keine Worte. Als Ambiguitätsprofi weiß ich, was gegen solch uncool-nostalgisch-romantisch-verklärte-unkünstlerische Kitschhaltung alles einzuwenden ist. Ganze Bibliotheken schütteln da den Kopf. – Egal!

Drittens: Trotzdem

Man könnte sich also zurückziehen, es sich im Wort-Verweigern gemütlich einrichten. Das Gegenteil ist aber meine übliche Praxis: Wo immer ich kann, etwa in Vorträgen oder Konzerteinführungen, ergreife ich gern das Wort. Ich erkläre gern technische Details, berichte über Inspirationsquellen et cetera – und insbesondere bei geneigtem „Amateur-Publikum" ahne ich, kann ich durch Wörter die Ohren ein bisschen weiten. Das ist selbstredend nicht Philosophie und nicht Ästhetik, sondern ganz praktische Kommunikation, aber wer würde sich da verschließen?

Während ich diesen Text schreibe, liegt neben mir ein überaus entspanntes und zugleich entspannendes Bändchen von Martin Seel: „Nichtrechthabenwollen."[6] „Musik", heißt es darin, sei „die schönste Form des Wartens auf das Ende."[7] Musik – nicht Worte!

Aber vielleicht stimmt das ja gar nicht.

5 https://www.youtube.com/watch?v=yCVfXR0P0Cc, bei Minute 1′45″, Stand: 7. Oktober 2018.

6 Martin Seel, Nichtrechthabenwollen, Frankfurt: Fischer, 2018.

7 Ebenda, 100.